

Karolin Heckemeyer

Trans* Athlet*innen im Sport – Vielfältige Geschlechter im Kontext einer meritokratischen Leistungslogik

Im November 2021 veröffentlichte das Internationale Olympische Komitee den »IOC Framework on Fairness, Inclusion and Non-Discrimination on the basis of Gender Identity and Sex Variations« (IOC 2021). In dem Dokument heißt es: »Everyone regardless of their gender identity, expression and / or sex variations should be able to participate in sport safely and without prejudice« (IOC 2021, 2). Die in dem Rahmenpapier genannten Prinzipien für einen inklusiven und nicht-diskriminierenden Sport seien »a significant shift, moving the focus to inclusion & giving power & responsibility to international federations & national governing bodies« kommentierte der im Team USA startende Duathlet und Trans-Aktivist Chris Mosier das Dokument unmittelbar nach dessen Veröffentlichung.¹ Doch seine Zuversicht und die Hoffnung all jener Menschen, die sich für mehr Teilhabe von u. a. trans*, inter* und nicht-binären Athlet*innen² im Sport einsetzen, wurden in den darauffolgenden Jahren gedämpft. Denn trotz des Bekenntnisses des IOC zu mehr (Geschlechter-) Inklusion und Nicht-Diskriminierung veröffentlichten in den vergangenen Jahren zahlreiche internationale Sportorganisationen Regularien, die Athlet*innen, deren Körper nicht den gängigen Kriterien des geschlechterbinär organisierten Sports entsprechen, von Wettkämpfen ausschließen. Dies betrifft zum einen Sportler*innen, denen so genannte Differences of Sex Development (DSD) zugeschrieben werden und die im Kontext des Sports oftmals als *intersexuell* bezeichnet und pathologisiert werden. Zum anderen haben große Sportverbände seit Ende des Jahres 2021 vermehrt Regularien verab-

¹ <https://twitter.com/TheChrisMosier/status/1460666435588571136> (16.11.2021).

² Die Verwendung des Asterisks verweist auf nicht-binäre Geschlechtsidentitäten sowie in Zusammenhang mit *trans* und *inter* auf eine unbestimmbare Vielfalt an geschlechtlichen Selbstdefinitionen (Sauer 2018). Diese Vielfalt beim Schreiben über den geschlechterbinär strukturierten Sport sichtbar zu machen, ist zuweilen eine Herausforderung. Es werden in diesem Text folgende Schreibweisen gebraucht: Die Schreibweise *Athlet*innen* oder *Sportler*innen* meint alle im Sport aktiven Personen unabhängig von der Leistungsklasse in der sie starten. Die Schreibweise *trans** oder *cis Athletinnen* meint Personen, die in der Leistungsklasse Frauen starten, die Schreibweise *trans** oder *cis Athleten* wiederum verweist auf jene Personen, die in der Leistungsklasse Männer starten.

schiedet, die explizit die Teilnahme von trans* Frauen am Sport beschränken oder gänzlich unterbinden. So verbieten der internationale Schwimmverband FINA (Fédération Internationale de Natation) und der internationale Leichtathletikverband World Athletics trans* Athletinnen die Teilnahme an Wettbewerben in der Leistungsklasse Frauen, sofern sie eine *männliche Pubertät* durchlaufen oder erst nach dem zwölften Lebensjahr respektive nach Erreichen des zweiten Stadiums der Tanner-Klassifikation³ transitioniert haben (FINA 2022; World Athletics 2023). Der Welt-Rugby-Verband formuliert dies ähnlich und verweist auf die von trans* Frauenkörpern vermeintlich ausgehende Verletzungsgefahr für cis Athletinnen (World Rugby 2021). Trans* Athleten hingegen dürfen in den drei genannten Verbänden bei Wettbewerben in der Leistungsklasse Männer an den Start gehen.

Die sich in diesem Argumentationsmuster abzeichnende Widersprüchlichkeit zwischen einer inklusiven Rhetorik internationaler Sportorganisationen bei gleichzeitiger Implementierung geschlechterdiskriminierender Regularien ist kennzeichnend für die seit einigen Jahren kontrovers geführten Debatten über trans*, inter* und nicht-binäre Athlet*innen und ihre Teilhabe am organisierten Sport. Der vorliegende Beitrag wirft einen differenzierten Blick auf aktuelle Entwicklungen dieser Debatten und arbeitet die darin eingeschlossenen legitimierenden sowie widersprüchlichen Argumentationen in Bezug auf den Umgang mit vielfältigen Geschlechtlichkeiten im Sport heraus. Leitend ist dabei die Frage, wie Körper im Sport als ›divers‹ im Sinne von ›anders‹ und jenseits der Norm konstruiert werden. Ausgehend von einer Analyse der soeben zitierten Regularien internationaler Sportorganisationen frage ich, wie Körper im Sport zu trans* Körpern gemacht werden und somit zu Körpern, deren Ausschluss von sportiven Wettkämpfen legitim scheint.

In einem ersten Schritt zeichne ich nach, dass und wie das Erbringen körperlicher Leistungen im Sport in eine meritokratische Logik eingebunden ist und wie diese auf einer heteronormativen, rassistischen und abilisierten zweigeschlechtlichen Ordnung basiert. Zweitens werfe ich einen Blick auf aktuell gültige Teilnahmeregularien für trans* Athlet*innen. Aus trans-aktivistischer und trans-theoretischer Perspektive erörtere ich das Verständnis von trans*/transgender, das diesen Regularien und den damit einhergehenden Debatten im Sport unterliegt.

Der Beitrag analysiert drittens, wie Geschlechterdiversität im Sport primär in Bezug auf die Leistungsklasse Frauen und den so genannten ›Frauensport‹ verhandelt wird. Im Zentrum steht die soziale Positionierung von

³ Die Tanner-Stadien beschreiben aus einer medizinischen Perspektive körperliche Entwicklungsstufen im Laufe der Pubertät (Karkazis/Jordan-Young 2018: 24 f.).

trans* Frauen und ihre Stilisierung als Bedrohung des Frauensports. Abschließend wende ich mich dem in der Debatte vielgebrauchten Begriff der Fairness zu. Im Zusammenspiel mit der meritokratischen Leistungslogik dienen Fairness-Diskurse im Sport als Fluchtpunkt diskriminierender Ausschlüsse, um bestehende Machtverhältnisse fortzuschreiben. Diesbezüglich sehe ich einen Ansatzpunkt für zukünftige, sportbezogene Analysen.

Geschlecht und die meritokratische Leistungslogik des Sports

Das diesem Beitrag zugrundeliegende Sportverständnis knüpft an sportsoziologische Forschungen an, die das Erbringen körperlicher Leistungen als Kern des Sports betrachten. Sport, so formuliert es Rudolf Stichweh, ist »reines Leisten ohne externe Referenz, er erschöpft sich darin, unaufhörlich Leistungen zu notieren, sie zu vergleichen und sie zu reproduzieren« (Stichweh 1995, 26). Vereinfacht formuliert schaffen sich Menschen im Sport Hindernisse und Aufgabenstellungen, die es mit körperlichem Einsatz zu überwinden und zu erfüllen gilt und die in anderen sozialen Zusammenhängen keine Bedeutung haben oder gar als sinnlos gelten, so zum Beispiel das Überlaufen von zehn Hürden auf einer 100m-Distanz oder das kunstvolle und gewagte Bewegen an einer Reckstange.

Im Sport liegt der Fokus also auf körperlichen, sportartspezifischen Leistungen, deren Verbesserung und Vergleich; und die damit einhergehende Leistungslogik spitzt sich mit steigendem Leistungsniveau zu. Das zeigt sich in Auswahlmechanismen, wie Wettkampfnormen, die von Sportler*innen erfüllt werden müssen, um zu Wettbewerben zugelassen zu sein, oder Ausschlüssen von Athlet*innen aus einem Team nach langer Verletzungsphase. Grund für diese Formen radikaler Leistungsselektion ist das »Systemziel des Spitzensports«, nämlich »die Herstellung von Ungleichheit« (Bette 2005, 187); und zwar einer Ungleichheit, die sich ausschließlich am Prinzip körperlichen Leistens orientiert. Dabei wird davon ausgegangen, dass es im Vorlauf sportiver Wettkämpfe möglich ist, eine »formale Ausgangsgleichheit« zwischen Wettkämpfer*innen herzustellen (Bette 2010, 95). Diese ermöglicht es allen Teilnehmenden, einen ungleichen Wettkampfausgang zu akzeptieren und die Medaillengewinner*innen als solche anzuerkennen. Denn der sportliche Sieg verweist auf eine im Vergleich zu Anderen bessere Leistung trotz gleicher Ausgangsbedingungen und scheint somit verdient und legitim. Der Sport folgt damit nicht allein dem Primat körperlicher Leistung, er folgt zudem einer meritokratischen Logik, der zufolge Chancengleichheit möglich ist und soziale Rangfolgen Ausdruck individueller Anstrengungen und Verdienste sind; ein

Aspekt der im letzten Teil dieses Beitrags unter Rekurs auf Jo Littlers (2018) Begriff der »Neoliberal Meritocracy« zum Tragen kommt.

Im Kontext des Leistungs- und Spitzensports, in dessen Zentrum der angesprochene Vergleich körperlicher Leistungen steht, versuchen Sportorganisationen die »Herstellung einer formalen Ausgangsgleichheit« (Bette 2010, 95) über einen hohen Grad an Formalisierung zu garantieren. Regelwerke, Verordnungen und Bestimmungen geben vor, wer unter welchen Bedingungen gegen wen wettkämpfen darf, kann und muss. Verbunden sind damit zwei grundlegende Prämissen. Erstens die Prämisse, »dass AthletInnen allein auf der Basis ihrer ›natürlichen‹ psycho-physischen Fähigkeiten gegeneinander antreten sollten« (Gugutzer 2009, 214). Der Sport geht folglich davon aus, dass es Leistungen gibt, die einzig und allein auf den menschlichen Körper zurückzuführen sind. Welche psycho-physischen Fähigkeiten respektive welche Leistungen und Körper als natürlich und somit legitim gelten und welche nicht, bestimmen Dopingregularien und Vorgaben zu technischen Hilfsmitteln, in denen formale Kriterien menschlicher Natürlichkeit festgelegt respektive Erlaubtes und Unerlaubtes voneinander unterschieden werden. Leistungen und Körper, die diesen Kriterien nicht entsprechen, werden insbesondere im Kontext spitzensportlicher Wettkämpfe disqualifiziert. Die mit dieser ersten Prämisse verbundene »Natürlichkeitsfiktion« (Gugutzer 2001, 220) manifestiert sich mitunter in den Debatten über die Teilnahme so genannter »Bladerunner« (Normen / Moola 2011), d. h. Prothesenläufer*innen, an nicht-parasportiven Wettkämpfen und, wie im Weiteren noch deutlich wird, in den Diskussionen über trans* und inter* Athlet*innen im Sport.

Die zweite Prämisse in Bezug auf die Herstellung einer formalen Ausgangsgleichheit beim sportiven Leistungsvergleich adressiert die physischen Voraussetzungen der Wettkämpfenden. So soll vermieden werden, dass deutlich unterschiedlich leistungsstarke Athlet*innen gegeneinander antreten, um Wettkämpfe ausgangsoffen und deshalb spannend zu halten (Bette 2005, 193). Es geht an dieser Stelle um den Gedanken der Chancengleichheit respektive um das, was im Kontext des internationalen Sports als *level playing field* bezeichnet wird. Mit dem Ziel, ein solches *level playing field* herzustellen, werden im Sport formal-strukturell Leistungsklassen unterschieden (Müller 2006); allen voran deskriptive Leistungsklassen, die auf Unterscheidungen gründen, die einem Leistungsvergleich vorgängig sind. Geschlecht ist somit neben Behinderung, Körpergewicht und Alter *das* zentrale Differenzierungskriterium. Die Leistungsklasse Geschlecht ist in (fast) allen Bereichen des Leistungs- und Spitzensports durchgängig auf allen sportiven Niveaus verankert. Egal ob bei Welt- oder Stadtmeisterschaften, so genannten »Jedermannsläufen« [sic!] oder in Wertungstabellen im Kinder- und Jugendsport – alle Wettbewerbe werden

nach Geschlecht differenziert und dies im paralympischen und olympischen Sport respektive im Sport von Menschen mit und ohne Behinderung.

Die sportbezogene Geschlechterforschung setzt sich seit den 1980er Jahren mit der (Re-)Produktion geschlechtersegregierender Strukturen im Sport und folglich der Leistungsklasse Geschlecht und ihrer Bedeutung auseinander. Die Autor*innen verweisen auf die dem Sport unterliegende Annahme einer eindeutigen, medizinisch-biologisch begründeten binären Geschlechterdifferenz und deren Verknüpfung mit der Vorstellung natürlicher Leistungsunterschiede zwischen Männer- und Frauenkörpern (Cahn 2015; Hartmann-Tews 2018; Lenskyj 2013). Insbesondere letztere dienen der Begründung der Geschlechtersegregation in sportiven Wettkämpfen. Chancengleichheit im oben geschriebenen Sinne ist demnach lediglich in geschlechterhomogenen Gruppen gegeben. So heißt es etwa in aktuellen Regularien internationaler Sportorganisationen, dass Frauen »meaningful competition« im Sport nur in einer getrennten Leistungsklasse möglich ist (World Athletics 2023, 3). Deutlich wird, dass die Unterscheidung in zwei geschlechtliche Leistungsklassen mit der Annahme einer natürlichen männlichen Überlegenheit im Sport verbunden ist und Zweigeschlechtlichkeit und Geschlechterhierarchie damit unmittelbar ineinandergreifen (Heckemeyer 2018, 98).

Diese Verwobenheit manifestiert sich nicht nur in geschlechtersegregierten Wettbewerben, sie ist auch in den Regularien einzelner Sportarten formal festgeschrieben. So zum Beispiel in der Leichtathletik, in der Frauen im Siebenkampf und Männer im Zehnkampf antreten, oder im Eishockey, wo Frauenteam nicht oder nur begrenzt den Bodycheck einsetzen dürfen und ein Vollvisier tragen müssen, während im Männereishockey mit Halbvisier gespielt wird (Heckemeyer 2018, 103). Die Regelunterschiede schreiben dem Sport vorgängige Annahmen über Männer- und Frauenkörper fort. Frauenkörper gelten u. a. als weniger robust, als leichter, als insgesamt weniger leistungsfähig. Folglich erscheinen Männer- und Frauensport als zwei gänzlich unterschiedliche und letztlich nicht mehr vergleichbare Sportsphären. Der von Frauen betriebene Sport gilt als eine Abweichung vom sprachlich oftmals unmarkierten, männlich konnotierten Original, dem *Sport* (Müller 2006).

Die Geschlechtersegregation und die mit ihr einhergehenden Regularien lassen sich vor diesem Hintergrund als eine geschlechterkonstituierende Struktur (Wetterer 1995) verstehen, die jene Unterschiede zwischen Männer- und Frauenkörpern, die sie abzubilden vorgibt, erst hervorbringt. Wie sportbezogene Forschungen zeigen, greifen Analysen dieser sozialen Konstruktionsprozesse jedoch zu kurz, wenn sie nicht deren intersektionale Verwobenheit mit anderen Machtverhältnissen berücksichtigen (Pape / Schoch / Carter 2023; Ratna et al. 2018; Watson 2018). Denn Annahmen über »natürliche« und

›normale‹ Männer und Frauen sind im Kontext des Sports immer schon mit u. a. heterosexualisierenden, rassisierenden und (dis-)abilisierenden Vorstellungen in Bezug auf Körperlichkeit und Leistungsfähigkeit verbunden. Diese verdichten sich zu einem dem Sport unterliegenden Körperideal, demzufolge eindeutig voneinander unterscheidbare Geschlechterkörper nicht nur natürlich gegeben sind, sondern zugleich *weiß*⁴, heterosexuell und abilitiert (Cahn 2015; De Pauw 1997; Long/Hylton 2002; Messner/Sabo 1990). Dieses Ideal bleibt im Sport zumeist unbenannt und unsichtbar. Greifbar wird es jedoch in Analysen sozialer Strukturen und Praktiken, die jene Athlet*innenkörper ausschließen und marginalisieren, die ihm zuwiderlaufen.

An diesen Punkt schließen unter anderem Forschungen an, die sich in den vergangenen Jahren dezidiert mit Geschlechterverifikationsverfahren und geschlechtsbezogenen Teilnahmeregularien im Sport auseinandergesetzt haben (Karkazis/Jordan-Young 2018; Travers 2018; Tamale 2020). Sie zeigen nicht nur, dass und wie Athlet*innen entlang spezifischer, biologisch-medizinischer Kriterien der Geschlechtsbestimmung von sportiven Wettkämpfen ausgeschlossen werden. Sie verweisen zugleich darauf, dass diese Kriterien im Kontext vielfältiger, insbesondere postkolonialer Machtverhältnisse (ent-)stehen. So verdeutlichen z. B. Katrina Karkazis und Rebecca Jordan Young (2018), dass und wie *Intersexualität* als ein Phänomen des globalen Südens konstruiert und Schwarze Athlet*innenkörper in der Leistungsklasse Frauen infolgedessen zu immer schon verdächtigen und somit devianten Körpern erklärt werden.

Im Anschluss an diese Forschungen und die vorausgegangenen Überlegungen zur Geschlechtersegregation und meritokratischen Leistungslogik des Sports zeige ich im Folgenden am Beispiel der eingangs benannten trans* exkludierenden Regularien auf, wie internationale Sportorganisationen legitime und illegitime Geschlechtlichkeiten im Sport definieren.

Trans exkludierende Regularien und die soziale Konstruktion von trans* Körpern im Sport*

Wie zu Beginn erwähnt, stehen die Regularien von World Athletics, World Rugby und FINA im Kontrast zu den vom IOC veröffentlichten Rahmenpapier, das Inklusion und Nicht-Diskriminierung in Bezug auf Geschlechterdiversität postuliert. Wenngleich die Sportorganisationen ihre Dokumente mit

⁴ Um auf die soziale Konstruiertheit von *Race* und damit verbundenen rassisierenden Zuschreibungen zu verweisen, werden im Folgenden die Schreibweisen Schwarz und *weiß* verwendet.

Titeln wie *Gender Inclusion Policy* oder *Eligibility Regulations for Transgender Athletes* überschreiben, wird klar, dass die Regelungen im Vergleich zu vorherigen Versionen insbesondere für trans* Sportlerinnen in der Leistungsklasse Frauen eine deutliche Verschlechterung darstellen. Diese widersprüchliche Gleichzeitigkeit von geschlechterinklusionen und geschlechterdiskriminierenden Politiken erklärt sich, so meine These, durch die Fokussierung auf den Begriff der Geschlechtsidentität in Zusammenhang mit trans* Personen, dem im Sport ein genuin essentialistisches Verständnis biologischer Geschlechtlichkeit zur Seite gestellt wird.

Dieses Argument entfalte ich unter Rückbezug auf trans-theoretische Perspektiven, die es erlauben, *trans** / *transgender* nicht nur – wie es unter anderem die Formulierungen des IOC suggerieren – als Identitätsbegriff zu verstehen, sondern auch als einen politisch-aktivistischen und theoretischen Begriff. So plädiert Blas Radi (2019, 45) dafür, *trans** nicht als einen Terminus zu verstehen, der eine scheinbar spezifische und homogene Gruppe an Personen beschreibt, sondern als einen Begriff, der vielfältige Verkörperungen, Subjektivitäten und Identitäten jenseits cis-geschlechtlicher Normierungen fasst. *Trans** verstanden in diesem Sinne eröffnet Möglichkeiten der Subjektivierung und der gesellschaftlichen Intelligibilität und erlaubt somit, aktivistisch und politisch für *trans** Personen und *trans** Anliegen einzustehen und politische Forderungen, z. B. im Kontext des Sports, zu formulieren.

Das allerdings heißt nicht, wie Susan Stryker, Paisley Currah und Lisa Jean Moore (2008, 12) betonen, *trans** als »gender category« (Geschlechterkategorie) zu verstehen und somit als eine Kategorie, die sich zwangsläufig von den gesellschaftlich etablierten Kategorien Mann und Frau unterscheidet; ein Verständnis, das sich im Sport insbesondere dann abzeichnet, wenn die Forderung nach einer dritten geschlechtsbezogenen Leistungsklasse laut wird. Im Verständnis von Stryker, Currah und Moore (2008) durchzieht *trans** vielmehr die bestehenden Kategorisierungen von Mann und Frau: »Rather than seeing genders as classes or categories that by definition contain only one kind of thing, we understand genders as potentially porous and permeable spatial territories (arguable numbering more than two)« (Stryker / Currah / Moore 2008, 12).

Wenn ich vor dem Hintergrund eines solchen durch die Trans Studies informierten Begriffs auf den Sport und die Regularien zur Teilnahme von *trans** Athlet*innen blicke, dann lässt sich erkennen, dass der Begriff *transgender* (*trans** kommt in den Dokumenten der Sportorganisationen nicht vor) primär als fixierter oder als zu fixierender Terminus auftaucht; und zwar zum einen als verengte Identitätskategorie und zum anderen als verändernde Geschlechtskategorie. Verdeutlichen lässt sich dies, wie angedeutet, anhand des

in den aktuellen Debatten über trans* Personen im Sport zentralen Begriff der Geschlechtsidentität.

In den Regularien des IOC findet sich *Gender Identity* respektive Geschlechtsidentität direkt im Titel. Die FINA, World Rugby und World Athletics rekurren auf den Begriff innerhalb ihrer Regelwerke und zwar u. a. dann, wenn *transgender* definiert wird. So heisst es in den Ausführungen der FINA: »The term ›transgender‹ refers to individuals whose gender identity and/or expression differs from what is typically associated with their sex.« (FINA 2022, 4). Ähnlich formuliert es World Rugby: »The term ›Transgender‹ is used in this Guideline to refer to individuals whose gender identity (i. e. how they identify) is different from the sex identified at birth.« (World Rugby 2021). Aufgerufen wird in diesen Formulierungen eine Differenzierung zwischen Geschlechtsidentität und biologischem, bei Geburt zugeschriebenem Geschlecht (sex), die – zumindest auf den ersten Blick – an die geschlechtertheoretische Unterscheidung von *sex* und *gender*, biologischem und sozialem Geschlecht, erinnert.

Bemerkenswert ist, dass trans*/transgender innerhalb dieser Unterscheidung von Geschlechtsidentität und biologischem Geschlecht an die Frage der Identität gebunden wird. Transgender, bedeutet demzufolge, sich mit einem Geschlecht *zu identifizieren*, nicht aber, dieses Geschlecht *zu sein*, es also zu verkörpern. »Non-Discrimination based on Gender Identity«, wie es in den Regularien des IOC (2021) heisst, verweist damit auf die Freiheit, sich geschlechtlich zu identifizieren, nicht aber auf die Freiheit, kongruent mit dieser Identität in der jeweiligen Leistungsklasse am Sport teilzuhaben. Denn nicht die Geschlechtsidentität ist das im Sport als relevant erachtete Geschlecht, sondern das als biologisch verstandene, das u. a. in Testosteronwerten, Körper- und Muskelmasse, Körpergröße und Knochendichte, Hämoglobinwerten und Lungenvolumen messbar gemacht wird. Diese Operationalisierung entlang biologischer Kriterien gilt, wie Madeleine Pape (2023: 99) zeigt, in aktuellen Debatten internationaler Sportverbände als eine Art »Scientific and Expert ›Truth‹ of Sex«, d. h. als naturwissenschaftlich begründete Wahrheit einer im Sport relevanten Geschlechtlichkeit. Diese verbleibt in der Logik eindeutig unterscheidbarer Männer- und Frauenkörper und passt trans* Körper in eben diese Logik ein: Der Körper einer trans* Athletin verweist demnach immer schon auf eine essentiell männliche Körperlichkeit, der Körper eines trans* Athleten auf eine essentiell weibliche Körperlichkeit.

Verdeutlichen lässt sich dies anhand der von World Rugby verabschiedeten Regularien und deren Begründung. In einem *Summary of Transgender Biology and Performance Research* (World Rugby 2021) führt der Verband sportmedizinische Forschungsergebnisse an, die erstens durchschnittliche Unter-

schiede zwischen cis-männlichen und cis-weiblichen Rugby-Athlet*innen in Bezug auf Körpermasse, Körpergewicht und Kraftleistung belegen und aus denen zweitens Verletzungsrisiken für Spielsituationen abgeleitet werden, in denen kleinere und grössere, leichtere und schwerere Spieler*innen respektive durchschnittliche cis Männer und cis Frauen gegeneinander antreten. Im dritten Schritt verweist World Rugby auf wissenschaftliche Studien, denen zufolge die Reduktion von Testosteron über 24 Monate bei trans* Frauen keinen Effekt auf die Knochendichte und Knochenlänge haben und lediglich zu einem bedingten Muskelmasseverlust führen. Vor dem Hintergrund dieser »transgender biology« kommt der Verband zu dem Schluss, trans* Frauen grundsätzlich von der Teilnahme an Wettkämpfen in der Leistungsklasse Frauen auszuschliessen, sofern sie post-pubertär transitioniert haben. In der abschliessenden Begründung heisst es:

The lowering of testosterone removes only a small proportion of the documented biological differences [between men's players and women's players], with large, retained advantages [...]. There is currently no basis with which safety and fairness can be assured to biologically female rugby players should they encounter contact situations with players whose biologically male advantages persist to a large degree. (World Rugby 2021)

Entgegen vorheriger Regularien des IOC, aber auch anderer Sportorganisationen, die die Teilnahme von trans* Athletinnen an das jeweils aktuelle Testosteronlevel knüpften und den Sportlerinnen somit die Möglichkeit eröffneten, nach einer kontinuierlichen Reduktion ihres Testosteronlevels über 24 Monate an Wettkämpfen in der Leistungsklasse Frauen zu starten, folgt World Rugby einer Logik, der zufolge Testosteron lebenslange Spuren im Körper hinterlässt und deshalb im Sport per se zum Ausschluss von trans* Athletinnen führt.

Wichtig ist hervorzuheben, dass das Argument nicht darauf zielt, vorgängige Regularien als nicht-diskriminierend zu beschreiben. Aufgezeigt werden soll vielmehr, dass die Argumentation von World Rugby, der andere Sportverbände folgen, die Teilnahme von trans* Athletinnen in der Leistungsklasse Frauen nunmehr gänzlich verunmöglicht. Darüber hinaus verdeutlicht der obige Abschnitt zwei Punkte, die im Folgenden genauer in den Blick genommen werden sollen; erstens die Annahme, dass cis Sportlerinnen vor trans* Athletinnen geschützt werden müssen und zweitens, dass trans* exkludierende Regularien vor allem in der Leistungsklasse Frauen notwendig für den Erhalt eines fairen Sports sind.

Frauen vor Frauen schützen – Trans Athletinnen als Bedrohung des Frauensports*

Kennzeichnend für die im Leistungs- und Spitzensport geführten Diskussionen über vielfältige Geschlechter ist der Fokus auf den so genannten Frauensport. Unter welchen Bedingungen dürfen trans*, inter* und nicht-binäre Personen an Wettkämpfen der Leistungsklasse Frauen teilnehmen? Grund dafür, dass diese Frage für Sportorganisationen leitend ist, ist zum einen das Anliegen, das seitens des Sports wahrgenommene Problem der Geschlechterdiversität innerhalb der bestehenden Strukturen zu lösen. Nicht die Geschlechtersegregation und die mit ihr verbundenen geschlechterdiskriminierenden Regularien geraten in die Kritik, sondern als geschlechtlich deviant erachtete Körper. Zum anderen lässt sich in den Debatten die Fortschreibung der weiter oben beschriebenen hierarchischen Geschlechterverhältnisse im Sport erkennen. Ihnen zufolge gelten cis Frauen und ihre Körper im Vergleich zu cis-männlichen Körpern als vulnerabler und schutzbedürftiger. So heisst es in dem bereits zitierten Papier des IOC: »The framework also acknowledges the central role that eligibility criteria play in ensuring fairness, particularly in high-level organized sport in the women's category.« (IOC 2021, 1) Mit anderen Worten: Inklusion und Nicht-Diskriminierung von vielfältigen Geschlechterkörpern ist immer schon mit dem Schutz von cis Frauen verbunden.

Vor diesem Hintergrund werden trans* Frauen, deren Körper entlang des zuvor skizzierten essentialistischen Geschlechterverständnisses mit Männerkörpern, Testosteron und Muskelmasse verbunden werden, zu einer männlich konnotierten Gefahr des Frauensports. Dies manifestiert sich sowohl in Kampagnen wie *Save Women's Sport* oder *Fair Play for Women*, die sich mit Unterstützung international bekannter cis Athletinnen gegen die Inklusion von trans* Frauen im Sport positionieren (Mellis 2023), als auch in politischen Initiativen, die, wie Travers (2023) mit Blick auf die USA verdeutlicht, durch den Ausschluss von trans* Mädchen und Frauen aus dem College-Sport vorgeben, cis Mädchen und Frauen zu schützen.

Trans* Sportlerinnen werden im Rahmen dessen oftmals durch *Misgendering*, also durch die Zuschreibung einer falschen Geschlechtlichkeit, zu Eindringlingen in Frauenräume erklärt (Ahmed 2016). Bemerkenswert ist, dass dieses *Misgendering* in den Regularien der Sportverbände durch die Betonung der Differenz zwischen biologischem Geschlecht und Geschlechtsidentität festgeschrieben ist. Die Folge dessen zeigt sich in den bereits zitierten Regularien von World Rugby: Trans* Frauenkörper werden implizit als groß, massig und muskulös beschrieben und zugleich explizit als verletzende Gefahr für

cis-geschlechtliche Frauenkörper bezeichnet. Eben diese Zuschreibung, so lässt sich weiter mit Sarah Ahmed (2016) argumentieren, macht trans* Athletinnen nicht nur zu einer abstrakten Bedrohung des Frauensports, sie macht sie zu Personen von denen Gewalt ausgeht und eben diese Vorstellung erlaubt und legitimiert die Gewalt gegen sie; seien es Beschimpfungen, körperliche Gewalt oder formale Ausschlüsse.

In ihren Buch *Intersectionality as Critical Social Theory* verweist Patricia Hill Collins (2019) mitunter auf die Bedeutung von Gewalt und Gewaltandrohung als Mittel der Herstellung und Aufrechterhaltung sozialer Machtverhältnisse, so zum Beispiel sexuelle und häusliche Gewalt im Kontext sexistisch-patriarchaler Machtverhältnisse, Sklaverei und Lynching zum Erhalt rassistischer Machtverhältnisse oder hate speech gegen LGBTIQ+ Personen zur Reproduktion einer heteronormativ-cis-geschlechtlichen Ordnung. Gewalt und Zuschreibungen von Gewalt spielen, so meine These, im Zusammenhang mit der Diskussion über trans* Athletinnen eine zentrale Rolle. Kennzeichnend ist, dass die Stilisierung von trans* Athletinnen als Bedrohung für den Frauensport die bestehenden heteronormativ cis-sexistischen Machtverhältnisse letztlich verkehrt. So wird in den Debatten ausgeblendet, dass trans* Personen und trans* Frauen in besonderer Weise aufgrund ihres Trans-Seins Gewalt und Ablehnung in allen Lebensbereichen erfahren; sei es auf dem Arbeits- und Wohnungsmarkt oder im Sozial- und Gesundheitswesen (Fütty 2019; TGEU 2021). Trotz der gesellschaftlich marginalen Positionierung von trans* Frauen, so der zentrale Punkt, werden sie als Bedrohung des Frauensports stilisiert, zu Personen, die das Frau-Sein vorgeben, um sportlichen Erfolg zu feiern.

In diesem Zusammenhang lassen sich Parallelen zu der bereits angesprochenen Diskussion über so genannte »intersex« Athlet*innen erkennen respektive über Sportlerinnen, deren Körper im Vergleich zum medizinisch festgelegten Normwert für Frauen einen erhöhten Testosteronwert aufweisen. Auch sie gelten als Gefahr für den Frauensport und ihre Körper werden entlang biologischer Kriterien zu *nicht*-Frauenkörpern erklärt, d.h. zu Körpern, denen der Schutz der Leistungsklasse Frauen nicht gewährt wird (Jones 2013; Karkazis/Jordan Young 2018; Heckemeyer 2018).

Vor diesem Hintergrund plädieren CJ Jones und Travers (2023) in einem Special Issue der Zeitschrift *Transgender Studies Quarterly* (TSG) für eine transfeministische Perspektive auf Sport, die grundsätzlich der Frage nachgeht, welche Weiblichkeiten und Frauenkörper im Sport als schützenswert erachtet werden und welche nicht. Dabei verweisen sie auf die Notwendigkeit, Sport verstärkt als ein seit Ende des 19. Jahrhunderts von Europa ausgehendes, »capitalist, white supremacist, and heteropatriarchal »civilizing« project« zu verstehen (Jones/Travers 2023: 94), dessen koloniales Geschlechterverständ-

nis sich in aktuellen Debatten über Geschlechterdiversität im Sport in besonderer Weise zeigt. So verweist u. a. Delia D. Douglas (2012) darauf, dass dem Sport grundsätzlich ein weißes Weiblichkeitsideal unterliegt, dass Schwarze Frauenkörper und Frauenkörper of Colour mit Männlichkeit und folglich einer im Sport illegitimen und für *weiße* cis Athletinnen bedrohlichen Geschlechtlichkeit in Verbindung bringt (siehe auch Adjepong 2017; Cahn 2015).

Die Wirkmächtigkeit dieses Geschlechterverständnisses und des damit einhergehenden *weißen*, bürgerlichen Weiblichkeitsideals scheint in Zusammenhang mit den Debatten über trans* Athletinnen in der medial wahrnehmbaren Abwesenheit Schwarzer trans* Athletinnen im Spitzensport auf, aber auch in der Dokumentation von gerichtlichen Klagen im Kontext des US-amerikanischen College Sports, in denen *weiße* cis-Athletinnen gegen die Teilnahme von Schwarzen trans* Sportlerinnen an Wettkämpfen der Leistungsklasse der Frauen vorgingen. Eine der in eine solche Klage involvierten Schwarzen trans* Sportlerinnen, Terry Miller, stellte in diesem Zusammenhang fest: »There is a long history of excluding Black girls from sports and policing our bodies. [...] I am a runner and I will keep running and keep fighting for my existence, my community, and my rights.« (Maxouris 2020)

Dieser Kampf um das Recht auf Teilhabe ist unmittelbar verbunden mit der im Sport vielzitierten Idee der Fairness. Diese ist, wie ich im Folgenden verdeutlichen möchte, jedoch weniger verbunden mit dem Anliegen, einen »Sport für Alle« zu realisieren, wie es Sportorganisationen oftmals postulieren, sondern mit der zu Beginn beschriebenen meritokratischen Leistungslogik.

Fairness als Fluchtpunkt diskriminierender Ausschlüsse im Sport

Ausgehend von meinen bisherigen Überlegungen rücke ich abschließend den in Debatten über Geschlechterdiversität im Sport vielzitierten Begriff der Fairness ins Zentrum. Dabei entfalte ich die These, dass Fairness-Diskurse im Sport insgesamt als Fluchtpunkt diskriminierender Ausschlüsse dienen und bestehende Machtverhältnisse festigen. Denn Fairness wird im Sport immer dann aufgerufen, wenn die Grenzen des Feldes neu gezogen und dessen soziale Ordnung aufrechterhalten werden sollen.

Wie zu Beginn dieses Beitrags verdeutlicht, ist Fairness eine grundlegende, dem Sport unterliegende Prämisse. Als solche ist sie erstens an ein meritokratisches Leistungsprinzip geknüpft und folglich an die Annahme, dass ein fairer Wettkampf möglich und Ausdruck gleicher Ausgangschancen ist. Zweitens ist die Prämisse der Fairness an körperbezogene Natürlichkeitsvorstellungen ge-

bunden. Welche Körper und wessen Leistungen aber gelten als natürlich? Und welche Kriterien dienen zur Festlegung von Leistungsklassen und somit zur Herstellung des so genannten *level playing field*? Entlang dieser Fragen wird in Fairness-Diskursen verhandelt, welche Körper im Sport als legitim erachtet werden und welche nicht. Und es wird bestimmt, welche Körper als über- und welche als unterlegen verstanden werden. Mit anderen Worten: Diskussionen über Fairness sind im Sport unmittelbar verbunden mit der (Re-)Produktion sozialer Ein- und Ausschlüsse sowie Über- und Unterordnungen.

In meinen vorangegangenen Ausführungen habe ich verdeutlicht, dass und wie insbesondere trans* Frauenkörper entlang essentialisierender Geschlechtervorstellungen als im Sport illegitim konstruiert und ausgeschlossen werden. Fairness ist an eine vermeintlich essentielle Geschlechtlichkeit gebunden, die sich mittels medizinisch-biologischer Kriterien bestimmen lässt. Diese essentialisierende Perspektive wiederum setzt das für den Sport zentrale Anliegen der Fairness in ein scheinbar unvereinbares Verhältnis zum Anliegen der (Geschlechter-)Inklusivität. Ein geschlechterinklusive und zugleich fairer Sport ist in dieser Logik nicht denkbar und diskriminierende Ausschlüsse von trans* Sportlerinnen aus der Leistungsklasse der Frauen erscheinen somit als gerechtfertigt. Regularien wie die der FINA sowie von World Athletics und World Rugby ziehen und erneuern also mit Verweis auf die Idee der Fairness die Grenze zwischen Cis-Geschlechtlichkeit und Trans*-Geschlechtlichkeit als Grenze zwischen legitimen und illegitimen Körpern im Sport.

Interessant ist nun, dass diese Art der Argumentation zudem in Zusammenhang mit anderen Debatten im Sport zu beobachten ist. So zum Beispiel in der bereits angesprochenen Diskussion über *intersexuelle* Körper. Mit Verweis auf Fairness wird zwischen endo-geschlechtlichen Frauenkörpern und als *intersexuell* pathologisierten Athletinnenkörpern unterschieden. Letztere werden allein unter der Bedingung medizinischer Eingriffe zu Wettkämpfen zugelassen. Vor dem Hintergrund eines kolonial geprägten, *weißen* Weiblichkeitsideals geraten vor allem Schwarze Athletinnen aus dem Globalen Süden ins Visier entsprechender medizinischer Eingriffe (Karkazis/Jordan Young 2018). Diese Praktiken und die damit einhergehenden Ausschlüsse von Athletinnen wie Caster Semenya, Annet Ngesa und Dutee Chand erscheinen angesichts des Rekurses auf Fairness als legitim, wenngleich damit sportliche Erfolge Schwarzer Athletinnen aus dem Globalen Süden in Teilen verunmöglicht werden.

Mit Brett St Louis lässt sich ein Bezug zu medizinisch-biologischen Forschungen erkennen, die physiologische Unterschiede zwischen Schwarzen und *weißen* Athlet*innen untersuchen und darauf abzielen, der »abundance of successful black athletes« (St Louis 2004, 31) auf die Spur zu kommen. Die-

sen Forschungen unterliegt ein rassistisches Verständnis menschlicher Körper und in Bezug auf die Frage der Fairness im Sport die Annahme, dass sich die Erfolge Schwarzer Athlet*innen via Unterschiede in der Schwarzen und *weißen* Körperlichkeit erklären lassen (St Louis 2004).

Die damit verbundenen Grenzziehungen weisen wiederum Parallelen zur Debatte über die Teilnahme von Prothesenläufer*innen an Wettkämpfen von Nicht-Prothesenläufer*innen auf, in denen es um die Frage geht, welche Körper den Natürlichkeitskriterien des Sports entsprechen (Norman / Moola 2011). Disabilisierte Körper werden aufgrund technischer Hilfsmittel wie Prothesen zu unnatürlichen Körpern erklärt und ihnen wird ein Vorteil im Vergleich zu abilitierten Körpern zugeschrieben. In der Folge dürfen Prothesenläufer*innen mit Verweis auf die Idee der Fairness nicht an Wettbewerben von Nicht-Prothesenläufer*innen teilnehmen.

Die genannten Beispiele verweisen darauf, dass die Idee der Fairness im Sport als Fluchtpunkt für vielfältige hierarchisierende Differenzierungen und diskriminierende Ausschlüsse dient. Die lediglich punktuell hergestellten Verbindungen zwischen cis-geschlechtlichen, rassistischen und ableistischen Machtverhältnissen deuten mit Blick auf zukünftige sportbezogene Analysen an, dass sich ausgehend vom Begriff der Fairness eine komplexe Perspektive auf soziale Ordnungen im Sport eröffnen lässt. So kann Fairness in Anlehnung an Patricia Hill Collins (2019, 232) als eine Art Gelenkstelle vielfältiger Machtformationen verstanden werden, d.h. als ein Diskurs, in dem sich unterschiedliche im Sport wirkmächtige Normierungen und Normalisierungen verschränken. Diese Verschränkungen genauer zu analysieren und in diesem Sinne intersektional Machtverhältnisse im Sport zu untersuchen, kann und sollte Anliegen zukünftiger sportbezogener Forschungen sein.

Der Zusammenhang zwischen Fairness-Diskursen und diskriminierenden Ausschlüssen lässt sich ausgehend von Jo Littler's Analysen einer neoliberalen Meritokratie als »neoliberal justice narrative« beschreiben (Littler 2018, 100). Letztere sind dadurch gekennzeichnet, dass sie Diskriminierungen im Kontext meritokratischer Strukturen anerkennen, sie jedoch nicht als Resultat eben dieser Strukturen verstehen, sondern auf einen Mangel an Meritokratie zurückführen. Mit Blick auf den Sport bedeutet dies: Sportorganisationen erkennen die in die meritokratische Leistungslogik eingelassenen sozialen Ungleichheiten an, verweisen aber auf ein Mehr an Meritokratie als Lösung des Problems. Im Kontext des Sports ist dieses Mehr ein Mehr an naturalisierenden, essentialisierenden Kriterien und Regularien. Diese sind aber schon immer Kriterien des Ausschlusses und folglich der Reproduktion bestehender Machtverhältnisse. In diesem Sinne sind Regularien zum Erhalt von Fairness

im Sport, wie sie in diesem Beitrag diskutiert wurden, immer schon soziale Platzanweiser.

Literatur

- Adjepong, Anima (2017): We'Re, like, a Cute Rugby Team: How Whiteness and Heterosexuality Shape Women's Sense of Belonging in Rugby. In: *International Review for the Sociology of Sport* 52 Nr. 2, 209–222.
- Ahmed, Sarah (2016): An Affinity of Hammers. In: *TSQ: Transgender Studies Quarterly* 3 Nr. 1–2, 22–34.
- Bette, Karl-Heinrich (2005): *Körperspuren. Zur Semantik und Paradoxie moderner Körperlichkeit*. Bielefeld.
- Bette, Karl-Heinrich (2010): *Sportsoziologie*. Bielefeld.
- Cahn, Susan K. (2015): *Coming on Strong: Gender and Sexuality in Women's Sport*. Urbana.
- DePauw, Karen P. (1997): The (In)Visibility of DisAbility: Cultural Contexts and Sporting Bodies. In: *Quest* 49 Nr. 4, 416–430.
- Douglas, Delia D. (2012): Venus, Serena, and the Inconspicuous Consumption of Blackness: A Commentary on Surveillance, Race Talk, and New Racism(s). In: *Journal of Black Studies* 43 Nr. 2, 127–145.
- FINA (2022). Policy on Eligibility for the Men's and Women's Competition Category. <https://resources.fina.org/fina/document/2022/06/19/525de003-51f4-47d3-8d5a-716dac5f77c7/FINA-INCLUSION-POLICY-AND-APPENDICES-FINAL-.pdf> (28.03.2024)
- Füty, Tamás Jules Joshua (2019): *Gender Und Biopolitik: Normative Und Intersektionale Gewalt gegen Trans* Menschen*. Bielefeld.
- Gugutzer, Rorbert (2001). Die Fiktion des Natürlichen. Sportdoping in der reflexiven Moderne. In: *Soziale Welt* 52 Nr. 2, 219–238.
- Gugutzer, Robert (2009): Doping im Spitzensport der reflexiven Moderne. In: *Sport und Gesellschaft* 6 Nr. 1, 3–29.
- Hartmann-Tews, Ilse (2018): Sportsystem: Geschlechterforschung im Kontext von Sport und Bewegung. In: Kortendiek, Beate / Riegraf, Birgit / Sabisch, Katja (Hrsg.): *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung*. Wiesbaden, 1291–1298.
- Heckemeyer, Karolin (2018): *Leistungsklassen und Geschlechtertests. Die heteronormative Logik des Sports*. Bielefeld.
- Hill Collins, Patricia (2019): *Intersectionality as a Critical Social Theory*. Durham.
- IOC (2021): Inclusion and Non-Discrimination on the basis of Gender Identity and Sex Variations. <https://stillmed.olympics.com/media/Documents/Beyond-the-Games/Human-Rights/IOC-Framework-Fairness-Inclusion-Non-discrimination-2021.pdf> (28.03.2024)
- Jones, CJ / Travers. (2023): The Sports Issue. An Introduction. In: *TSQ – Transgender Studies Quarterly* 10 Nr. 2, 93–99.
- Jones, Janine (2013): If You See Something, Say Something. In: *The Black Scholar* 43 Nr. 4, 59–64.
- Karkazis, Katrina / Jordan-Young, Rebecca M. (2018): The Powers of Testosterone: Obscuring Race and Regional Bias in the Regulation of Women Athletes. In: *Feminist Formations* 30 Nr. 2, 1–39.

- Lenskyj, Helen Jefferson (2013): *Gender Politics and the Olympic Industry*. Basingstoke, Hampshire.
- Littler, Jo (2018): *Against Meritocracy: Culture, Power and Myths of Mobility*. London.
- Long, Jonathan / Hylton, Kevin (2002): *Shades of White: An Examination of Whiteness in Sport*. In: *Leisure Studies* 21 Nr. 2, 87–103.
- Maxouris, Christine (2020): 3 Connecticut high school girls are suing over a policy that allows trans athletes to compete in girls' sports. CNN Online 14.02.
- Mellis, Johanna (2023): Now more than ever, cis female athletes must show solidarity with trans athletes. In: *The Guardian* 07.07.
- Messner, Michael A. / Sabo, Donald F. (Hrsg.) (1990): *Sport, men, and the gender order. Critical feminist perspectives*. Champaign, Ill.
- Müller, Marion (2006): Geschlecht als Leistungsklasse. Der kleine Unterschied und seine großen Folgen am Beispiel der »gender verifications« im Leistungssport. In: *Zeitschrift für Soziologie* 35 Nr. 5, 392–412.
- Norman, Moss E. / Fiona Moola (2011): Bladerunner or Boundary Runner? Oscar Pistorius, Cyborg Transgressions and Strategies of Containment. In: *Sport in Society* 14 Nr. 9, 1265–1279.
- Pape, Madeleine / Schoch, Lucie / Carter-Francique, Akilah (2023): Editorial: Thinking and Doing Intersectionality in Sociology of Sport. In: *Frontiers in Sports and Active Living* 5 <https://www.frontiersin.org/journals/sports-and-active-living/articles/10.3389/fspor.2023.1212457/full> (15.07.2024).
- Pape, Madeleine (2023): Something Old, Something New: Biofeminist Resistance to Trans Inclusion in Sport. In: Greey, Ali Durham / Lenskyj, Helen Jefferson (Hrsg.): *Justice for Trans Athletes*. Bingley, 95–107.
- Radi, Blas (2019): On Trans* Epistemology. In: *TSQ: Transgender Studies Quarterly* 6 Nr.1, 43–63.
- Ratna, Aarti / Samie, Sumaya Farooq / Jamieson, Katherine / Thangaraj, Stanley (2018): Learning Lessons from the Feminisms of Ethnic »Others«. In: Mansfield, Louise / Caudwell, Jayne / Wheaton, Belinda / Watson, Beccy (Hrsg.): *The Palgrave Handbook of Feminism and Sport, Leisure and Physical Education*. London, 627–648.
- Sauer, Arn (2018): *LSBTIQ-Lexikon*. Grundständig überarbeitete Lizenzausgabe des Glossars des Netzwerkes Trans*Inter*Sektionalität. Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn <https://www.bpb.de/themen/gender-diversitaet/geschlechtliche-vielfalt-trans/245426/lgbtiq-lexikon> (22.07.2024)
- Stichweh, Rudolf (1995): Sport und Moderne. In: Hinsching, Jochen; Borkenhagen, Franz (Hrsg.): *Modernisierung und Sport. Jahrestagung der dvs-Sektion Sportsoziologie vom 14.-16. September 1994 in Greifswald*. Sankt Augustin, 13–27.
- St Louis, Brett (2004): Sport and common-sense racial science. *Leisure Studies* 23 Nr. 1, 31–46.
- Stryker, Susan / Currah, Paisley / Moore, Lisa Jean (2008): Introduction: Trans-, Trans, or Transgender? In: *Women's Studies Quarterly* 36 Nr. 3/4, 11–22.
- Tamale, Sylvia (2020): *Decolonization and Afro-Feminism*. Ottawa.
- TGEU (2021): *Trans Discrimination in Europe. A TGEU analysis of the FRA LGBTI Survey 2019*. <https://www.tgeu.org/files/uploads/2023/11/TGEU-trans-discrimination-report-2021.pdf> (28.03.2024).

- Travers, Ann (2018): Transgender Issues in Sport and Leisure. In: Mansfield Louise / Caudwell, Jayne / Wheaton, Belinda / Watson, Beccy (Hrsg.): *The Palgrave Handbook of Feminism and Sport, Leisure and Physical Education*. London, 649–665.
- Travers. (2023): ›Female‹ Sport and Testosterone Panic. In: Greey, Ali Durham / Lenskyj, Helen Jefferson (Hrsg.): *Justice for Trans Athletes*. Bingley, 45–60.
- Watson, Beccy (2018): Thinking Intersectionally and Why Difference (Still) Matters in Feminist Leisure and Sport Research. In: Mansfield Louise / Caudwell, Jayne / Wheaton, Belinda / Watson, Beccy (Hrsg.): *The Palgrave Handbook of Feminism and Sport, Leisure and Physical Education*. London, 313–334.
- Wetterer, Angelika (1995): Das Geschlecht (bei) der Arbeit. Zur Logik der Vergeschlechtlichung von Berufsarbeit. In: *Interdisziplinäres Symposium Frauenforschung* (Hrsg.): *Konstruktion von Geschlecht*. Pfaffenweiler, 199–223.
- World Athletics (2023): Eligibility Regulations for Transgender Athletes. <https://worldathletics.org/about-iaaf/documents/book-of-rules> (28.03.2024).
- World Rugby (2021): Transgender Guidelines. <https://www.world.rugby/the-game/player-welfare/guidelines/transgender> (28.03.2024).